

Steht die Revolution schon vor der Tür?

Es ist Sommer in Shanghai, ich sitze mit Freunden auf der Dachterrasse einer Bar. Wir essen Pizza Napoletana und trinken Weißwein, die Mücken gibt es umsonst dazu. Ein paar Tausend Kilometer entfernt dauert der Arabische Frühling immer noch an, doch in China sind, entgegen dem Anschein der äußeren Temperaturen, frostige Zeiten angebrochen.

Es war ein angespanntes Jahr: Die zaghafte Versuche, eine „Jasmin“-Revolution zu entfachen, erstickte die Regierung im Keim. Ai Weiwei wurde verschleppt und ist seit seiner Freilassung kaum wiederzuerkennen. Von einigen Dutzend „verschwundenen“ Menschenrechtsaktivisten fehlt immer noch jede Spur. Seit einigen Tagen gibt es Berichte, dass die Regierung derartige Festnahmen ohne Haftbefehl in Zukunft legalisieren will.

Wir diskutieren an diesem Abend das Zugunglück von Wenzhou. Ende Juli kollidierten zwei Hochgeschwindigkeitszüge auf einer Brücke, mehrere Waggons stürzten in die Tiefe, 40 Menschen starben. Um in die eigene Tasche zu wirtschaften, hatten die Zuständigen im Eisenbahnministerium an der Sicherheit des Zugnetzes gespart. Die Rettungsmannschaften erhielten schon wenige Stunden nach dem Unfall den Befehl, nicht weiter nach Überlebenden zu suchen. Stattdessen begruben sie Zugteile, offenbar um den wahren Unfallhergang zu vertuschen. Der Regierungssprecher versuchte das auf einer Pressekonferenz mit dem Satz abzustreiten: „Egal, ob ihr es glaubt oder nicht – ich jedenfalls glaube es!“

Binnen kürzester Zeit wurden diese Worte zum Synonym für den Zynismus und die Willkür, mit der die Regierung solche Krisensituationen managt. Ihr Versagen beherrschte wochenlang die Gespräche auf den Straßen, im Internet, auf den Bürofluren, sogar in den staatlichen Medien. Professoren riefen Journalisten dazu



Im Juli 2011 löst der Umgang der chinesischen Regierung mit dem Zugunglück von Wenzhou im Land Protest und eine elektrisierende Aufbruchstimmung aus – bis sie jäh wieder endet. Xifan Yang schildert aus Shanghai ein Nebeneinander von Fortschritt, Normalität und staatlicher Willkür.



auf, die Vorgaben des Propagandaministeriums zu brechen, und im Staatsfernsehen wetteten auf einmal bekannte Fernsehmoderatoren zur besten Sendezeit gegen die zuständigen Behörden. Auf Weibo, dem chinesischen Twitter, kamen die Zensoren mit dem Löscheknopf kaum mehr nach, so viele User sendeten wütende Kommentare unter dem Label #Eisenbahnministerium. Etwas in China war anders in diesen Tagen, und dieses Etwas begann eine Eigendynamik zu entwickeln. Protest und Widerstand lagen in der Luft, Aufbruchstimmung, das Land schien von einer Welle der Empörung und Entschlossenheit erfasst worden zu sein, es fühlte sich gut an.

„Wer weiß, wenn sich ähnliche Vorfälle häufen, kann alles ganz schnell gehen“, sagt Chen Feng, ein befreundeter Videokünstler, und nippt an seinem Weinglas. Er erwähnt Skandale aus den vergangenen Monaten, zum Beispiel den Sohn des Polizeichefs, der zwei Studentinnen überfuhr und Augenzeugen als Drohung zurief: „Mein Vater ist Li Gang!“ Es waren Willkür und Korruption, die 1989 die Massen auf die Straßen getrieben hatten, erinnert Chen Feng. „Die Studenten waren damals schlecht organisiert“, sagt er und meint: „Mit besser geplanten Aktionen kann auch in China die Regierung binnen kürzester Zeit gestürzt werden.“

Meine Cousine Honghong, die auch in der Runde sitzt, ist ebenfalls guter Dinge. „Regimewechsel? Die Tage der Partei sind gezählt, darauf kannst du wetten.“ Honghong zählt zu den kritischeren Studenten ihres Jahrgangs. Sie ist ein Fan des Bloggers Han Han, der in seinen Texten heikle Themen wie Zensur, Korruption und Enteignung behandelt, und sie weiß, wie man „die Mauer stürzt“, eine Umschreibung dafür, den Internetfilter zu umgehen. Den Namen Ai Weiwei kennt sie wie die meisten jungen Chinesen allerdings nicht, von dem inhaftierten Friedensnobelpreisträ-

Premiere Turandot

ger Liu Xiaobo hat sie nur flüchtig gehört.

Shanghai zeigt sich an diesem Abend von seiner schönsten Seite. Der Himmel ist klar, wir haben einen spektakulären Blick auf die wild beleuchteten Hochhäuser der Innenstadt. Wohin man sieht, Skylinedisco. Ich liebe es, in solchen Nächten mit dem Taxi über die Stadtautobahn zu fahren. Die Megalomanie, die Shanghai ausstrahlt, ist ansteckend, sie gibt einem das Gefühl, am neuen Mittelpunkt der Welt zu sein. Man kann fast körperlich spüren, mit welcher Geschwindigkeit sich die Stadt verändert.

In solchen Momenten, wo alles möglich zu sein scheint, fällt es schwer, sich zu vergegenwärtigen, dass das Land in diesem Jahr politisch so verschlossen ist wie vielleicht seit 1989 nicht mehr. Die meisten Chinesen lässt das ungehört, zumindest trübt es nicht ihren Blick in die Zukunft: Laut einer aktuellen Umfrage des amerikanischen Meinungsforschungsprojekts „Pew Global Attitudes“ glauben 74 Prozent der Chinesen, dass sich ihr Leben in den nächsten fünf Jahren verbessern wird. Was die Aussichten des eigenen Landes insgesamt betrifft, sind die Chinesen sogar noch optimistischer: 85 Prozent sind mit dem Kurs des Landes zufrieden. Zum Vergleich: Als in Ägypten die Jugend im Frühling zu Millionen auf die Straßen ging, sahen nur 28 Prozent der Befragten die Zukunft des Landes positiv. In Deutschland geben das derzeit 43 Prozent an.

Im chinesischen Alltag begegnet man diesen Widersprüchen selten auf den ersten Blick, denn das Leben hier ist vor allem eines: ziemlich normal. Meine Nachbarn in Shanghai sorgen sich vor allem darum, ob ihre Kinder in der Schule gut abschneiden und ob sie später einen passenden Ehepartner finden. Sie diskutieren am liebsten über die aktuellen Immobilienpreise und klagen darüber, dass das Schweinefleisch

Meine Cousine Honghong zählt zu den kritischeren Studenten ihres Jahrgangs, sie weiß, wie man „die Mauer stürzt“, eine Umschreibung dafür, den Internetfilter zu umgehen. Ai Weiwei kennt sie, wie die meisten jungen Chinesen, allerdings nicht.

Premiere Turandot

immer teurer wird. Politik oder gar so etwas Abstraktes wie Demokratie sind kaum ein Thema. Der Fortschritt, den man täglich vor der Haustür beobachten kann, blendet leicht. Oft fühlt es sich tatsächlich so an, als ob das Leben in China immer freier wird, im nächsten Augenblick kommen die Zweifel: Ist diese Freiheit nur eine kafkaeske Fassade, hinter der ein perfekt inszeniertes 1984 steckt?

Die Herrschaft der Partei hat längst keinen totalitären Charakter mehr. Jedoch den Grad der Willkür, mit der sie Grenzen zwischen Erlaubtem und Verbotenem definiert, hält die Partei höchst flexibel. Viele Gesetze sind rigoros und lächerlich zugleich, erweisen sich im anarchischen chinesischen Alltag aber als relativ bedeutungslos. Oder wie ein traditionelles Sprichwort lautet: „Der Himmel ist hoch, und der Kaiser ist weit weg.“ Ein Beispiel, die Zensur: Nur 20 ausländische Kinofilme werden jährlich von den Behörden freigegeben. So landete etwa *Avatar* auf dem Index, was den Film allerdings nicht daran hinderte, zum erfolgreichsten Hollywood-Streifen aller Zeiten in China zu werden. Auf dem Schwarzmarkt, wo man fast jeden Film aus der Kinogeschichte bekommen kann, gilt ein Verbot als Indiz, dass der Film zum sicheren Erfolg wird und ein „banned in China“-Aufkleber als Qualitätsauszeichnung.

Ähnliches gilt für das Internet: Wer in öffentlichen Internetcafés surfen will, muss seit geraumer Zeit seinen Ausweis registrieren lassen, in Peking gilt diese Vorschrift seit diesem Sommer sogar für WLAN-Netze in kleinen Eckcafés. Dass China über ein elaboriertes Internetzensursystem verfügt, das sich Diktatoren weltweit zum Vorbild nehmen, heißt allerdings nicht, dass es nicht für jeden, der sich die Mühe macht, zu umgehen ist, zum Beispiel mithilfe eines sogenannten VPNs, eines Virtual Private Networks, mit dem man den Internetfilter anonym überwinden kann. Sogar der

Erfinder der „Great Firewall“ [Mechanismus zur Internetkontrolle, d. Red.], ein IT-Professor und Universitätsdekan (und womöglich einer der meist gehassten Männer Chinas), hat zu Hause an seinem Computer sechs verschiedene VPNs installiert, wie er kürzlich in einem Interview zugab.

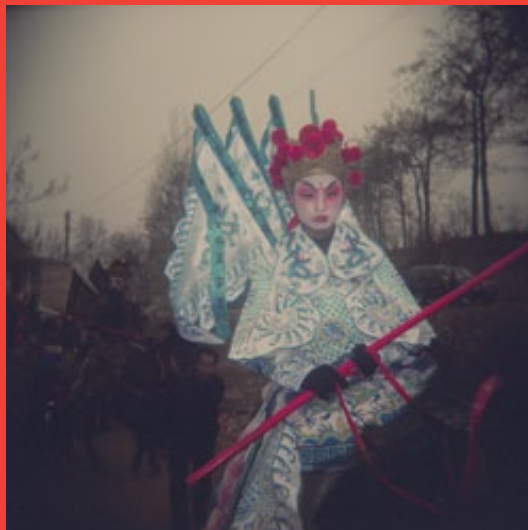
Auch dafür, wie viel Kritik die Regierung verträgt, gibt es keinen verlässlichen Maßstab. Bis Ai Weiwei in diesem Frühjahr festgenommen wurde, durfte er jahrelang Dinge sagen, die sich in China sonst keiner erlauben durfte. Han Han, das Idol der chinesischen Jugend, greift oft auf seinem Blog die Partei offen an, muss aber bislang, abgesehen von der Löschung seiner Einträge, kaum Repressalien fürchten. Für andere wie Zhao Lianhai reicht es schon, einen Lebensmittelskandal aufzuklären zu wollen, um jahrelang hinter Gittern zu verschwinden. Teilweise gehen die Zensoren sogar mit einer Raffinesse vor, die man ihnen gar nicht zutraut: So war sich etwa das englischsprachige Parteiorgan *Global Times* nicht zu schade, Ai Weiwei als Landesverräter zu verunglimpfen. Nach seiner Freilassung veröffentlichte dieselbe Zeitung als eines der ersten Medien einen Exklusivreport über seine Zeit im Gefängnis, mit überraschend viel Klartext. Ab und zu den Anschein von Offenheit zu erwecken, gehört zur perfiden Informationskontrolle. Zudem, erklärte mir eine Kollegin, werde die *Global Times* nur von Ausländern gelesen, in der chinesischsprachigen Ausgabe würde so ein Artikel niemals gedruckt werden.

„Grauzonen sind Orte der Willkür. Und der Anarchie“, schreibt die Autorin Martina Bölek in einem Buch über China. Nie kann man sicher sein, wo die rote Linie liegt, bei deren Überquerung man sich in Gefahr begibt. So optimistisch viele Chinesen ihre persönliche Zukunft sehen, so fatalistisch nehmen viele gesellschaftliche und politische Missstände hin. Anders



wären die Widersprüche vermutlich auch kaum zu ertragen. Das moderne, zuversichtliche China und das rückständige, düstere China, sie sind wie Parallelwelten, die zwar zur selben Realität gehören, aber durch eine unsichtbare Mauer voneinander getrennt existieren. Nur selten passiert es, dass die eine Welt in die andere einbricht.

Der Aufschrei, der auf das Zugunglück von Wenzhou folgte, war deshalb ein bemerkenswertes Novum. Denn diesmal ging es nicht um die Rechte von Einzelnen, deren Fälle in China kaum jemandem bekannt sind, es ging um das Prestigeprojekt des Landes und den Fortschrittsglauben einer ganzen Nation. Jeder in China fragte sich: Was, wenn meine Verwandten oder ich in diesem Zug gesessen hätten? Dass die modernsten Hochge-



schwindigkeitszüge der Welt sich in tödliche Fallen verwandeln konnten, weil sie von einem rückständigen System betrieben werden, war eine erschreckende Erkenntnis. Der Ruf nach Veränderung wurde laut, und einige Wochen lang sah es tatsächlich danach aus, als würde der 23. Juli, der Tag des Unglücks, etwas ins Rollen bringen.

Dann ging mit einem Mal alles ganz schnell. Redaktionen bekamen Anrufe, alle weiteren Recherchen zum Unfall ausnahmslos einzustellen. Webseitenbetreiber wurden aufgefordert, binnen einer halben Stunde sämtliche Kommentare zum Thema zu löschen. Beim staatlichen Sender CCTV, wo sich einige Moderatoren mutig aus dem Fenster gelehnt hatten, wurden Verantwortliche gefeuert. Die Familienangehörigen der Opfer akzeptierten Entschädigungssummen und verstummten im Gegenzug. Auf dem Mikroblogging-Dienst Weibo wandten sich die User wieder Themen wie #Nudelsuppe und #Harry Potter zu.

„Chinesen vergessen schnell“, meint eine Freundin ernüchtert und schüttelt den Kopf. „Solche Dinge passieren zu oft in China. Dieses Mal waren viele Leute wütend, aber nach einer gewissen Zeit stumpfen alle doch wieder ab. Wir sind zu faul, um weiter darüber nachzudenken. So sind wir erzogen worden.“ Meine Cousine Honghong fragte ich später, ob sie die Sache mit dem Regimewechsel immer noch so optimistisch sieht: „Auf jeden Fall“, sagt sie und sie klingt sehr sicher. „In 50 bis 100 Jahren.“ ★

Mehr über die Autorin und den Fotografen auf S. 8

Text Xifan Yang

Fotografie Zhang Xiao

Zubin Mehta, ehemaliger Generalmusikdirektor der Bayerischen Staatsoper, ist ab Dezember 2011 wieder mit einer Neuinszenierung im Nationaltheater zu erleben: mit Giacomo Puccinis *Turandot*, einer Oper, mit der er im Lauf seiner Karriere bereits große Erfolge gefeiert hat. In MAX JOSEPH erinnert er sich an die spektakuläre Produktion der *Turandot* im Jahr 1998 am Originalschauplatz der Verbotenen Stadt in Peking. An diesem historischen Ort, seit 1987 Weltkulturerbe der UNESCO, lebten und regierten die chinesischen Kaiser über Jahrhunderte. Bis ins Jahr 1924 hatte die einfache Bevölkerung keinen Zutritt.

Wenn ich in China bin, werde ich noch heute mit Freude und Stolz auf unsere *Turandot* angesprochen. Neun ausverkaufte Aufführungen im Hof des historischen Kaiserpalastes von Peking, rund 1.000 Beteiligte, insgesamt etwa 36.000 begeisterte Zuschauer. Und bei der Premiere erschien exakt beim „Mondchor“ im ersten Akt der Vollmond hinter dem echten Ming-Palast, der Teil des Bühnenbildes war – ein Moment, in dem Kunst, Tradition und Natur perfekt ineinandergriffen, nicht planbar! Das war schon ein ganz besonderes Dirigat.

Aber bis dieses Ereignis, das sich ins kulturelle Gedächtnis der Chinesen eingeschrieben hat, stattfinden konnte, vergingen knapp zwei Jahre und viel Überzeugungsarbeit. Obwohl es bereits einige vor mir erfolglos versucht hatten – unter anderem Herbert von Karajan in den frühen 1980er Jahren –, trug ich dem chinesischen Kulturminister mein Anliegen vor. Erstaunlicherweise war er von Anfang an sehr positiv eingestellt. Vermutlich hat er sofort erkannt, welche Chance ein solch kulturelles Großereignis für China bedeuten könnte.

Doch mit Beginn der konkreten Umsetzung des Projektes war schnell klar, dass die grundsätzliche Zustimmung des Kulturministers nur ein erster, sehr kleiner Schritt war. Für mich stand von Anfang an fest, dass ich dieses Projekt nur mit dem chinesischen Regisseur Zhang Yimou umsetzen wollte – in einer Inszenierung, die wir kurz zuvor zusammen in Florenz erarbeitet hatten. Ich war begeistert von seiner Interpretation, die auch die chinesische Theatertradition widerspiegelte. Doch die chinesische Regierung wollte ihren im Ausland mit Preisen überhäuft und als Starregisseur gefeierten Landsmann nicht. Denn seine Filme – zum Beispiel *Shanghai Serenade* von 1995 – zeigten China nicht gerade in positivem Licht und deshalb unterlagen sie lange Zeit dem Aufführungsverbot der chinesischen Behörden. Doch was tun? Die Zeit war knapp, und wir mussten an dem Projekt weiterarbeiten. Also traf ich Zhang Yimou heimlich, fast wie in einem Spionagefilm. Aber so konnte es nicht weitergehen. Ausgestattet mit einer Kiste Mangos aus meiner Heimatstadt Mumbai – immerhin die besten Mangos der Welt! – sprach ich erneut beim Kulturminister vor. Und siehe da – plötzlich war alles kein Problem mehr.

Außerdem hatten wir mit schlechten Erfahrungen der Chinesen zu kämpfen: Beim Dreh zu Bernardo Bertoluccis *Der letzte Kaiser* war es zu Beschädigungen gekommen. Die Folge waren endlose Diskussionen, die allen voran unser Produzent, der Wiener Michael Ecker, führte: Er musste sich geduldig und wortgewandt mit den chinesischen Behörden auseinandersetzen und versichern, dass Bühnenbild, Technik usw. so konzipiert seien, dass nichts beschädigt würde. Ein Lautsprecher, der unter dem Dach des Ming-Palastes befestigt werden sollte, wurde so zum Corpus Delicti und hätte beinahe zum Abbruch des Projekts geführt. Die letzten Verhandlungen mit der chinesischen Regierung, in denen immer auch Geld ein Dauerthema war, wurden sage und schreibe erst drei Stunden vor Beginn der Premiere zum Abschluss gebracht.

Heutzutage wäre ein solches Unternehmen vermutlich weniger kompliziert in die Tat umzusetzen, weil man nicht mit der Regierung jeden Schritt verhandeln müsste, sondern mit einem Privatunternehmen einen Vertrag machen würde. Und es hat sich seither unglaublich viel verändert, man kann geradezu von einer Kulturexplosion sprechen: China hat sich in den letzten Jahren viele luxuriöse und architektonisch zukunftsweisende Kulturinstitutionen geleistet. Und wer weiß, vielleicht hat unsere *Turandot* zu dieser Entwicklung beigetragen.



Aufgezeichnet von Andrea Schönhofer

DVD: Giacomo Puccini, *Turandot at the Forbidden City of Beijing*. RCA Studio/Sony BMG Music Entertainment 1999

Turandot
Dramma lirico in drei Akten
von Giacomo Puccini

Premiere am Samstag,
3. Dezember 2011,
Nationaltheater

Weitere Termine im Spielplan ab S. 94